

„Und ich träumte von goldenen Flügeln, die stark genug waren, um mich fortzutragen bis über die schneebedeckten Berge. Eines Nachts, im Sommer, weckte mich ein Geräusch in meiner Nähe. Ein seltsamer Vogel, so leicht wie Perlen, stand hinter mir. Ich bin der Wunschvogel, sagte er. Hab einen Wunsch, er wird erfüllt. Ich dachte an meine Träume, und ich wünschte mir mit aller Kraft goldene Flügel. Da sah ich plötzlich ein Leuchten, und auf meinem Rücken waren Flügel, goldene Flügel, und sie schimmerten im Mondlicht.“

Der kleine Vogel Tico aus dem Kinderbuch „Tico und die goldenen Flügel“ hat zunächst gar keine Flügel, bis sich sein größter Wunsch erfüllt. „Vorsichtig bewegte ich meine Flügel,“ so geht die Geschichte weiter „und dann flog ich. Ich flog höher als der höchste Baum. Die Blumenbeete unter mir sahen aus wie Briefmarken, die bunt über das Land gestreut waren, und in den Wiesen lag der Fluss wie ein silbernes Band. Ich war glücklich und flog weit hinein in den Tag.“

Doch das Glück der goldenen Flügel ist fragil und flüchtig: die anderen Vögel meiden Tico, denn er scheint der einzige seiner Art. Er bemerkt jedoch, dass er anderen Gutes zu tun kann, indem er seine goldenen Federn ausreißt, um anderen damit zu helfen und für jede ausgerissene goldene Feder wächst eine „normale“, gewöhnliche, vogelfarbene nach - bis er aussieht wie alle anderen. Die Fragilität des Glücks wird ins Verhältnis gesetzt zur Stabilität der Zufriedenheit, die eigenen Wünsche relativieren sich in Hinblick auf die Wünsche anderer.

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Künstlerinnen und Künstler, liebe Jurymitglieder, ist ein Wunsch eine Möglichkeit oder eine Unmöglichkeit? Das Potential einer Realität oder reine Utopie? Steht hinter jedem erfüllten Wunsch immer das pure Glück? Oder ist es nicht vielmehr so, dass auf jeden erfüllten Wunsch ein neuer, noch nicht erfüllter, folgt? Verlieren die erfüllten Träume ihren Wert oder gewinnen sie eine andere Qualität?

Immer schon hatten Menschen Wünsche und Träume, doch wie gravierend die Unterschiede doch durch die verschiedenen Zeiten geprägt wurden... Gibt es eine gemeinsame Schnittmenge? Oder sind alle Träume und Wünsche so subjektiv, dass sie nichts miteinander verbindet? Gibt es Dinge, die die Menschen stets, in jeder Lebenslage und jeder Epoche, herbeigesehnt haben? In Krisenzeiten sind gewiss andere Dinge von Belang als in ruhigen, friedlichen, glücklichen. In den Kriegen schrieben sich Familien in ihren Feldpostbriefen scheinbar belanglose Dinge des Alltags, berichteten von Zahnarztbesuchen, Nachbarschaftsplaudereien und der Kartoffelernte. Eine Alltäglichkeit in Zeiten, in denen kein Alltag möglich war, war ein mächtiger Wunsch, ein Traum und eine schmerzhaft und unerfüllte Sehnsucht nach Normalität. Normalität und Alltag waren es dann gerade, die uns vor der Pandemie oft belasten. Viele wollten ausbrechen, sich neu orientieren, nach dem Besonderen, dem Ungewöhnlichen und dem Ungewohnten suchen. In den Lockdown-Situationen wünschten wir uns in nicht wenigen Momenten die Alltäglichkeit, die wir früher gefürchtet haben zurück. Und heute? Mit dem Wandel der Zeit wandeln sich auch die Bedürfnisse der Menschen. Oder glauben wir das nur?

Finden sich Konstanten? Die großen Wünsche nach Freiheit, Glück, Liebe? Der alte Traum vom besseren Leben, den so viele träumen, manchmal ohne konkret benennen zu können, was denn ein besseres Leben ausmacht. Und schon sind wir beim nächsten, ohne die eben angerissenen Aspekte hinlänglich beleuchtet zu haben: bei der Umsetzbarkeit. Es gibt Wünsche, die wir uns selbst erfüllen können, Wünsche, die andere uns erfüllen können, Wünsche, die wir anderen erfüllen können, Wünsche, die sich möglicherweise nur mit viel Glück, Geduld, Zuversicht oder Gottvertrauen erfüllen können und Wünsche, die sich niemals erfüllen werden, auch wenn wir es noch so sehr wollen und darauf hoffen. Sollen manche Wünsche vielleicht gar nicht erfüllt werden? Ist es an uns, zu entscheiden, ob wir uns mit der zweit- oder drittbesten zufriedengeben oder die beste aller denkbaren Welten, das beste aller Leben, wünschen und wählen?

Halten die Träumenden und die Wünschenden wirklich den feineren Stoff des Lebens in den Händen? Die Behauptung, die Franz Kafka in seinem Gedicht formuliert bildete die Prämisse dieser Ausschreibung und Ausstellung.

Es ist keine Versuchsanordnung, in der wir etwas beweisen wollen, aber wir wollen untersuchen. Forschen. Zeigen, was für viele genauso wie für einzelne denkbar, träumbar und wünschenswert ist. Schauen, worin sich Menschen wiederfinden. Bei Büchern ist hinlänglich bekannt, dass es sich manchmal so anfühlt, als wären sie nur für einen selbst geschrieben worden. In der Bildenden Kunst funktioniert das auch und wenn Sie, liebe Gäste, die Arbeit finden, die die Beschaffenheit Ihrer Wünsche widerspiegelt, ist das wahrscheinlich ein „perfect match“. Und dennoch ist jetzt auch genau der richtige Moment, an die vielen, spannenden Arbeiten zu erinnern, die Sie hier nicht kennenlernen können, weil sie nicht Teil dieser Ausstellung geworden sind. Man muss sich entscheiden – immer, so auch wir. Zwei Tage lang haben wir alle Einsendungen mit rund 500 Arbeiten von 200 Künstlerinnen und Künstlern gesichtet und gespürt, wie viel Begeisterung und Herzblut im Inneren der Briefumschläge steckte. Ich bin davon überzeugt, dass viele dieser Arbeiten Ihnen an anderen Orten und in anderen Zusammenhängen begegnen werden. Jede einzelne davon ist es wert, geschätzt und respektiert zu werden, denn hinter jeder stehen Gedanken und Haltungen, Emotionen und Anliegen. Ein aufrichtiges und herzliches Dankeschön an alle Künstlerinnen und Künstler, die uns einen Einblick in ihr Werk gegeben haben.

Für insgesamt 62 Arbeiten von 51 künstlerischen Positionen, die wir in zwei Ausstellungsteilen zeigen werden, haben wir uns schließlich entschieden. In Teil eins sind dies: Waltraut Brügel, Kathrin Deusch, Carine Doerflinger, Ursula Donn, Simone Fezer, Jáchym Fleig, Peter Gramming, Anette C. Halm, Gabriele Herb, Andrea Hess, Michaela Höhle-Dolde, Maria Jasper, Dietmar Kempf & Ralf Kempf, Angelika Lill-Pirring, Antonia Papagno, Jan-Hendrik Pelz & Johanna Mangold, Chris Popović, Peter Riedlinger, Eva Rosenstiel, Tilman Rösch, Maria Grazia Sacchitelli, Matthias Schleifer, Ulrike Weiss und Verena Wippenbeck - in Teil zwei Hilde Bauer, Nadine Bracht, Margot Degand, Sandra Eades, Jürgen Cornelius Ernst, Xu Fancheng, Anna Fedorov, Birgit Feil, Angela M. Flaig, Rita Gabler, Katrin Günther, Dorothee Herrmann, Antoanetta Marinov, Claudia Michel, Nikolaus Mohr, Gerd Paulicke, Simone Rieger, Stefanie Scheurell, Clarissa Schnitzer, Ingrid Schütz, Brigitte Stein, Eva-Maria Übelhör, Paul Wassiliadis, Birgit Wenninghoff & Panka, Herbert Wentscher, Ulrich Zandona und Walter Zepf.

Ein Jahr und drei Monate ist das nun schon her und seitdem hing gezwungenermaßen vieles in der Warteschleife, es hat sich in dieser Stille aber auch viel getan. Keine der Arbeiten, die wir in dieser zweiteiligen Ausstellung zeigen werden, hat an Aktualität verloren, ganz im Gegenteil: das Thema der Wünsche und Träume hat eine neue und elementare Relevanz bekommen, denn wann immer unsere Welt aus den Angeln gehoben wird und wir uns neu sortieren müssen, gibt es die Chance auf einen Neubeginn.

Zart gezeichnete, teils farbentsättigte Einblicke in die Intimität eines Krankenzimmers - auf den Nachttischen Stillleben aus Medikamenten, Blumen, Teddybären -, hätte man früher schon nachdenklich und leise betrachtet, vielleicht mit vorsichtigen Erinnerungen an eigene Tage in oder an einem Krankenhausbett. Heute jedoch...

Freiheit, die Möglichkeit, zu gehen und alles Belastende hinter sich lassen, war wahrscheinlich einer der drängendsten Wünsche vieler Menschen im Lockdown. Doch Freiheit, falls es sie tatsächlich geben sollte, ist ein Balanceakt. Denn ist Freiheit, wie schon Janis Joplin sang, nicht nur ein anderes Wort dafür, nichts mehr zu verlieren zu haben?

Wenn wir uns also frei tanzen, schütteln wir nicht nur alte Zöpfe und Häute ab, sondern folgen ausschließlich unserer eigenen Choreographie, die sich immer wieder neu erfindet und definiert.

„Wenn ich meinen Arm hebe, so habe ich mir *nicht* gewünscht, er möge sich heben. Die willkürliche Handlung schließt diesen Wunsch aus. Man kann allerdings sagen 'Ich hoffe, ich kann diesen Kreis fehlerlos zeichnen'. Und damit drückt man einen Wunsch aus, die Hand möge sich so und so bewegen.“ Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 616

Der gute alte Traum vom Fliegen... Der antiken Sage nach schuf Daedalos, bekannt als der erste in der griechischen Geschichte erwähnte Künstler, Flügel aus Federn und Wachs, mit denen sein Sohn Ikarus zu nah an die Sonne kam und ins Meer stürzte, weil das Wachs schmolz.

Nicht zu hoch zu fliegen, war der nicht beherzigte Rat des Vaters - aber Wünsche sind auch Sehnsüchte, die keinen Schalter haben, der sich einfach umlegen und einen in die Realität zurückkehren lässt. Immer weiter, immer höher.

Wuchernde Wünsche, wie Zellen, die immer mehr werden, immer mächtiger, drängender, infiltrierender, raumfordernder, die sich alles unterordnen, denen man alles unterordnet.

Wie besessen verfolgen wir einen Traum auf Schritt und Tritt, observieren ihn, pirschen uns an, machen uns lächerlich, ohne, dass es uns kümmert. Andere haben uns längst durchschaut und ihre eigene Meinung zu Sinn und Sinnlosigkeit unseres Tuns konstatiert. Wir sind unbeirrt - bis zu dem Moment, in dem wir erwischen, was wir verfolgt haben.

Da ist die Sache mit dem Geld - als Wunsch und Fluch zugleich -, es sind die Kirschen aus Nachbars Garten, die Begehrlichkeiten wecken, die Pakete, die spannender sind, bevor man den Inhalt kannte, weil sie dann alles enthielten, was vorstellbar war. Und dann kann es passieren, dass laue Sommerabende kommen, an denen alles, was wir wollen, tanzen ist, bevor die Erinnerung an ferne Sehnsuchtsorte so übermächtig wird, dass wir uns nur noch davonträumen können.

Es gibt Momente, in denen die Bürde der Schönheit uns in die Knie zwingt und wir uns auch ab und zu häuten müssen, um zu sehen, wie viele Schichten da noch an uns und in uns sind. Memo an uns selbst: Vergissmeinnicht.

Manchmal findet sich das Wertvollste in einer alten, schäbigen Bananenkiste, erblüht auf einem ausrangierten Computerteil eine altmeisterlich gemalte Lilie, tragen Datenträger vielleicht gar keine Bits und Dias nicht nur chromogene Schichten sondern Signaturen eines Daseins, kann ein Regenbogen zugleich Brücke und Boot sein, schreiten wir wie Alice durch ein mal wundervolles, mal wunderloses Land, spiegelt sich ein Stück Welt im Swimmingpool wider – ein Fragment Unversehrtheit im zutiefst Erschütterten - oder gibt es plötzlich wieder Leben an einem verlassenem Ort.

Wir suchen. Manchmal fast wie neugierige Außerirdische erforschen und analysieren wir das eigene Leben, die eigene Welt, suchen nach doppelten Böden, geheimen Gängen und losen Mauersteinen in Wänden, die wir möglicherweise sogar selbst errichtet haben. Wissen wir, was wir suchen? Und was, wenn wir es tatsächlich finden?

Im Spiegel sind wir innerhalb von Mauern und Fenstern, die Wände öffnen sich für uns und den Raum der hinter uns liegt. Erinnerungen spiegeln sich, Eindrücke von Farben, Formen und Situationen. Das Abbild unseres Gesichtes im Wandel, der Flug der Zeit.

Doch nicht nur wir selbst stehen im Zentrum des Wandels, es sind ebenso die anderen. Die um uns sind und mit uns interagieren. Uns dabei assistieren, zu leben und wir ihnen. Wie können wir das nachhaltig zum Gelingen bringen? Kommunikation ist das Zauberwort.

Austausch - von Dingen, Schöpfungen, von Ideen - ein Gedanke beginnt in einem Kopf und entwickelt sich im nächsten weiter. Ein Kunstwerk, das dem einen kaum einen müden Blick abzurufen vermag, ist für den anderen möglicherweise von großem Wert - spannend, zu bekommen, was wir uns nie gewünscht haben.

Tragen wir unseren Kopf nicht in den Sternen sondern in einem teils transparenten Kubus der die Welt, die wir wahrnehmen, verändert, rahmt, fragmentiert und uns selbst zu Veränderten, Gerahmten und Fragmentierten umfunktioniert, wer ist dann fremder, künstlicher, distanzierter? Die Welt draußen oder wir? Wo sind unsere blinden Flecken?

Eine Menschenmenge im Farbraum, aus der Vogelperspektive betrachtet. Ein Zueinander und Miteinander, das uns aktuell fast fremd vorkommt. Zu viele, zu nah. Was früher eine gewisse Nüchternheit und Distanz, Befremdung durch Ortlosigkeit und Anonymität impliziert hätte, weckt heute gegenteilige Empfindungen. Wann fragen wir wieder „wer“ statt „wie viele“?

Was, wenn die Welt endlich mal einfacher wäre? Wenn es einen Zaubertrank gäbe, der uns zu guten - den besten - Künstlern machen könnte. Aber wären wir dann noch die Künstler oder nur noch die „Malaffen“, der künstlerische Genius im Labor erzeugt und fremdbestimmt?

Elusive - schwer fassbar, was Kafka da sagt, hat doch schließlich alles mehrere Seiten und auch für die Träumenden und die Wünschenden wechseln sich Licht und Schatten stetig ab. Wünsche verblassen, verschwinden, werden unsichtbar. Aber ist etwas, das wir nicht sehen, nicht greifen können, wirklich nicht mehr da? Der Weg führt vom Begehren zur Gleichgültigkeit, aber gibt es auch einen Weg zurück?

Von vielen Träumen bleiben nur Scherben übrig, Relikte von Untersuchungen, in denen Grenzen zwischen Realem und Imaginärem, Vergangenem und Gegenwärtigem verwischen. Noch mehr Wünsche werden sich in Rauch auflösen oder in den Schredder wandern - besonders die der anderen -, aber manchmal hat man einfach Glück und vielleicht hilft auch das Wünschen tatsächlich noch.

Am Meer sitzen, versunken ins Rauschen der Wellen, das Salz in und den Wind um die Nase. Nichts tun, einfach sein. Wunschlos.

Das wunderbare Erlebnis, als Kind und auch noch in allen späteren Jahren in eine reife Löwenzahnblüte zu pusten und den Schirmchen auf ihrem Weg durch die Lüfte zuzuschauen... Seifenblasen, fragile Gefüge vollkommener, schillernder Schönheit, spiegeln unsere Welt auf verzauberte Art und Weise und schaffen zugleich ihren eigenen, wenige Augenblicke lang perfekten Mikrokosmos. Wenn man doch die Zeit anhalten und selbst das Fragilste, Ephemere für eine Weile bewahren könnte - den Moment, bevor die Dinge vergehen und zerfallen.

Tagträume sind chronisch unterschätzt, sind sie es doch, die uns gleich dem Faden, der in eine flitzende Nähmaschinennadel eingespannt ist, durch alle Zeiten und Alter begleiten, mal Schlaufen bilden, mal Knoten, die Dinge zusammenhalten und die Naht zugleich für Unerwartetes öffnen. Die losen Fadenenden Ende aber auch Anfang des Prozesses, der sich Leben nennt.

Nahezu alle von uns wünschen, das haben wir nun zweifellos festgestellt. Viele Dinge wünschen wir uns - und Menschen, denen wir begegnen und die wir in unserem Leben haben wollen. Aber was ist mit uns? Werden oder wurden wir von jemandem gewünscht? Vielleicht von unseren Eltern, die uns wollten, bevor sie uns kannten? Sind wir geworden, wie sie sich uns gewünscht haben? Sind wir, wie wir uns wünschen?

Wie viele Liebesbriefe sammeln wir im Laufe unseres Lebens - und wie viele Nieten... Manchmal sind die Übergänge fließend. Wie viele Teebeutel ziehen wir aus unseren Tassen, wie viele Mozartkugeln wickeln wir aus und wie viele Belege für Relevantes wie längst Vergessenes häufen sich an. Bilanz eines Lebens ist, was übrigbleibt. Die Hoffnung, dass das eigene Los gewinnt.

Die heile Welt, nach der wir uns sehnen - hat jemand sie jemals irgendwo erlebt?

Wenn wir einfach losgehen, wo kommen wir an? Ein Aufbruch ist immer der erste Schritt.

Das Glück der Kindheit sitzt oft auf einem Dreirad, rast auch mal im Vertrauen auf Gott oder in die eigenen überschätzten Fähigkeiten eine Straße hinunter: ein erstes Gefühl von Freiheit.

Alles ist gut. Das Glück der Jugend steht mitunter im gleißenden Licht großer Diskokugeln, lauend darauf, dass das Leben endlich richtig beginnt. Alles wird gut. Das Glück der Erwachsenen ist es wohl, Dreirad und Diskokugeln niemals vollständig zu entwachsen. Alles war gut.

Besteht Schlaf aus Träumen? Oder woraus ist dieser Stoff gewebt, den wir einerseits so dringend zum Leben benötigen und der uns gleichzeitig so viel aktive Lebenszeit nimmt? Vielleicht ist ein Traum eine kleine Parallelwelt, eine Glasglocke mit ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten, in der unser Unterbewusstsein Dinge verarbeitet, neu definiert und entgrenzt.

Mit welchem Eifer wir nächtelang den Sternenhimmel betrachten und darauf warten, dass eine Sternschnuppe fällt. Meistens sehen wir sie, wenn wir nicht auf sie warten. Im August zeigt die jährliche Sternschnuppeninflation dann eine ganz andere Facette - wir warten, sie fallen und verlieren in der Menge dennoch nichts von ihrem Zauber. Denn meistens ist es derselbe Wunsch, der sich nicht erfüllt.

Ein Lied, das wir noch aus der eigenen Kindheit kennen, das aus den Spieluhren unserer Kinder klang und dessen Text Gänsehaut verursacht, gestickt in einen Bezug der kein weiches Kissen einhüllt sondern schweren Beton. Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt... Was, wenn er nicht will? Ursprünglichster aller Wünsche: am Leben zu sein.

Werden wir nach unseren Betrachtungen wissen, ob Kafka recht hatte? Ob die Träumenden und die Wünschenden den feineren Stoff in den Händen halten? Welche Flügel für uns die goldenen sind? Denn klar ist natürlich, Kunst soll und muss Fragen stellen, viele Fragen, und noch mehr Fragen muss sie anstoßen und darf ihnen nicht entfliehen. Aber sie kann durchaus auch Antworten geben. Und das tut sie. In dem Moment, in dem wir es wollen und zulassen, antwortet sie uns, indem sie uns auf entscheidende Dinge aufmerksam macht. Das kann sie formal oder inhaltlich tun, gegenständlich oder gegenstandslos. Und sie antwortet, indem sie uns auf uns selbst zurückwirft. Es scheint, als ob die Träumenden und die Wünschenden auf jeden Fall den vielschichtigsten Stoff in den Händen halten, den Stoff mit dem anspruchsvollsten, kompliziertesten Muster. Einem Muster, das nach Auseinandersetzung verlangt, nach Geduld, Weitblick, Leidenschaft und Konsequenz. Und das bringt uns weiter.

Ariane Faller-Budasz, Juni 2021